

Psychiatrie in der Gesellschaft, Praxis und Ausbildung

Psychische Krankheitsbilder spielen eine große Rolle in der ambulanten und stationären Patientenversorgung. Ihre Bedeutung ist im Zuge der Pandemie in den Fokus des öffentlichen Interesses gerückt, wobei psychische Leiden bereits vor der pandemischen Ausbreitung von SARS-CoV2 zu den häufigen Erkrankungen gehörten.

Eine Herausforderung während der Behandlung stellt die nach wie vor ausgeprägte Stigmatisierung der betroffenen Patient*innen dar. Wie andere internistische und chirurgische Fachdisziplinen auch, stellt die psychiatrische Medizin eine evidenzbasierte und wissenschaftlich fundierte Fachdisziplin dar. Im Rahmen des Medizinstudiums erlernen wir Studierenden die theoretischen Hintergründe und die Behandlungskonzepte

psychiatrischer Erkrankungen, was uns zum wissenschaftlich basierten Umgang mit diesen Erkrankungen befähigt.

Relevanz und Herausforderungen

Das theoretisch erlernte Wissen adäquat in die Praxis umzusetzen, bringt jedoch insbesondere bei Patient*innen mit psychiatrischen Notfällen einige Herausforderungen mit sich. Innerhalb kurzer Zeit müssen Hintergründe einer oft komplexen psycho-sozialen Konstellation erfragt werden und auch Themen wie Suizidalität, Selbstverletzung und eventuell vorhandene häusliche Gewalt abgeklärt werden. Gleichzeitig sollte man es schaffen, ein vertrautes Gespräch zwischen Ärzt*in und Patient*in zu führen und den Patient*innen

verständlich zu machen, dass ihr Leiden ernst genommen wird und sie damit nicht allein gelassen werden.

Durch die kontinuierliche Supervision der Studierenden durch erfahrene Ärzt*innen wird der richtige Umgang mit psychischen Erkrankungen geschult, sodass den Patient*innen auch im Notfall eine auf sie abgestimmte Behandlung ermöglicht wird. Die kombinierte theoretisch-praktische Ausbildung der Studierenden ist demnach unabdingbar und trägt zur Verbesserung der Versorgung von Menschen mit psychischen Erkrankungen bei.

Sophie Hansen

Sophie Hansen ist Medizinstudentin in Freiburg im Breisgau.

Psychiater*in werden: ja oder nein?

Als Medizinstudent, der zugleich einen Bachelor-Abschluss in Psychologie hat, habe ich mich oft im Austausch mit anderen Studierenden mit dem Thema Psychiatrie auseinandergesetzt, wobei einige Vor- und Nachteile in Bezug auf die Berufswahl immer wieder zur Sprache kamen.

Ein relevantes Argument für die Spezialisierung als Psychiater*in ist der allgemeine Bedarf in diesem Fachbereich. Beispielhaft sei erwähnt, dass ich von meinem Umfeld in Deutschland mehrfach erfahren habe, dass den einzelnen Patient*innen teilweise Wartezeiten von bis zu sechs Monaten für Psychotherapie zugemutet werden müssen. Vor allem jetzt in Zeiten der Corona-Pandemie können vermehrt psychische Belastungen in der breiten Bevölkerung beobachtet werden, und es ist zu erwarten, dass dies ebenfalls in einer Erhöhung der Inanspruchnahme psychiatrischer Hilfeleistungen münden wird. Obwohl es noch ein langer Weg hin zur Entstigmatisierung psychischer Erkrankungen ist, zeigen sich bereits jetzt Erfolge aktueller Bemühungen, die Betroffenen von Schamgefühlen zu befreien und zu motivieren, Hilfe aufzusuchen. Da psychiatrische und psychotherapeutische Therapien laut aktueller Studienlage vielen Menschen zu einer besseren Lebensqualität verhelfen

können, ist dies ein durchaus motivierendes Argument zur Facharzt Ausbildung im Bereich Psychiatrie.

Ein weiteres Argument, welches für mich persönlich ein relativ hohes Gewicht hat, ist die Komplexität psychiatrischer Erkrankungen. Im Gegensatz zu „klassischen“ medizinischen Krankheitsbildern, wo die pathophysiologischen Mechanismen auf biologischer Ebene mehr oder weniger klar nachzuvollziehen sind, liegen bei psychiatrischen Erkrankungen kaum eindeutige, vergleichbare Erklärungsmodelle vor. Dies ist vor allem der Komplexität der Erkrankungen geschuldet. Um diese Krankheitsbilder therapieren zu können, bedarf es *immer* einer ganzheitlichen Sicht auf die Patient*innen. Biologie, Psyche und soziales Umfeld bedingen das Krankheitsbild (auch Bio-Psycho-Soziales Modell genannt). Es erfordert eigenes intensives Mitdenken, um dem Patienten helfen zu können.

Allerdings gibt es auch einige Argumente gegen die Ausbildung zum*r Psychiater*in. Zum einen fehlt im Bereich der Psychiatrie das *hands-on*, welches viele Studierende an der Medizin eigentlich erst begeistert. Die Medizin versteht sich selbst als eine Art Handwerk. In der Psychiatrie ist das

Hauptinstrument allerdings die Sprache. Dem ist prinzipiell auch nichts entgegenzusetzen, allerdings reicht dies vielen Studierenden oft nicht aus. Selbst in den nicht-operativen Fächern (z. B. Neurologie, Nephrologie) gibt es doch einzelne praktische Tätigkeiten, die den praktizierenden Facharzt durch den Alltag begleiten. Dies kann u. U. dem*r Psychiater*in fehlen.

Ein weiteres äußerst relevantes Argument ist die Entlohnung als Facharzt für Psychiatrie. Durch das oben beschriebene Fehlen von praktischen Tätigkeiten (welche i. d. R. deutlich besser entlohnt werden als rein verbale Prozeduren) verdienen Psychiater*innen im Vergleich zu anderen Fachärzten deutlich weniger. Dies schreckt durchaus viele Studierende ab. Hinzu kommt, dass v. a. psychotherapeutische Sitzungen eine erhebliche Nachbearbeitung mit sich bringen, wodurch nach den Terminen mit den Patient*innen viel Zeit in die Dokumentation fließen muss, welche letztlich nicht zusätzlich bezahlt wird.

Pascal Lehnert

Pascal Lehnert hat ein Bachelor-Studium in Psychologie absolviert und studiert aktuell Medizin in Heidelberg.